

Bischof Dr. Theodor Hubert Weber : 1836-1906

Autor(en): **Menn**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review**

Band (Jahr): **14 (1906)**

Heft 54

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



BISCHOF DR. THEODOR HUBERT WEBER

(1836—1906).

I.

Mitten unter den Vorbereitungen zu seinem siebenzigsten Geburtstage erschreckte uns die Kunde: Bischof Weber ist schwer erkrankt. Von Anfang an lauteten die Nachrichten hoffnungslos, eine leichte Besserung ging leider rasch vorüber und machte einem schlimmern Anfall Platz. Am 12. Januar ist er wohl vorbereitet, sanft und gottergeben an einer Herzlähmung verschieden, nachdem er noch vom Sterbelager aus ergreifende Mahnungen ausgesprochen und uns zugerufen: Fürchtet euch nicht, denn ich weiss, wohin ich gehe. Am 16. Januar fand unter zahlreicher Teilnahme die Beisetzung statt.

Bischof Weber ist geboren zu Zülpich am 28. Januar 1836. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Münstereifel studierte er an den Universitäten Bonn und München anfangs Jurisprudenz und Naturwissenschaft, alsbald aber Theologie und Philosophie. Insbesondere war es der selige Generalvikar und Professor Dr. Franz Peter Knoodt, der den ebenso begabten als fleissigen Jüngling für das Studium der Philosophie Anton Günthers begeisterte und ihn zu einem bleibenden Anhänger dieses Philosophen sowie zum spätern klassischen Darsteller seiner Lehre machte. Wie es früher in katholischen Kreisen vielfach geschehen war, so erblickte auch W., unter Anleitung seines Lehrers Knoodt, in dem genannten Wiener Philosophen mehr und mehr denjenigen Denker, der die Fähigkeit und den Beruf

habe, durch das Mittel einer freien, voraussetzungslosen Forschung die Versöhnung von Autorität und Freiheit, Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie herbeizuführen. W. beschloss, sich in den Dienst dieses hohen Zieles zu stellen, und diesem Vorsatz des Jünglings ist der Mann und der Greis allezeit als Priester und Bischof, als Schriftsteller und Professor unentwegt treu geblieben. Das Verbot der Schriften Günthers durch die Indexkongregation im Jahre 1857 machte ihn nicht irre. Im Jahre 1858 promovierte er zum Dr. phil. mit einer Dissertation: *Spinozæ atque Leibnitii philosophiæ critica commentatio*.

Knoodt selber schätzte seinen Schüler sehr hoch und sah mit bewunderungswürdigem Scharfblick seine Laufbahn voraus. An Günther schrieb er am 15. September 1858: Beide [zwei Schüler Knoodts, die unten genannten Gross und von Raesfeld] sind gar treffliche Jünglinge, voll gläubigen und wissenschaftlichen Eifers. Beide werden aber übertroffen von einem Dritten sowohl an Talent, als an Wissen und charakterfestem Feuereifer. Dieser heisst Theodor Weber. Er scheint vor allen andern, wie sie auch heissen mögen, sowohl aus der älteren als der jüngeren Generation Ihrer Schüler berufen, Ihr System der Nachwelt zu überliefern und es fortzubilden Ende Oktober wird Weber (nach erfolgter Doktorpromotion) mit den Doktoren Gross und von Raesfeld in Begleitung von Professor Reinkens nach Breslau reisen, wo Elvenich, Baltzer und Reinkens für die weitere Ausbildung der drei hoffnungsvollen Jünglinge Sorge tragen werden. Weber aber ist es, der vor den beiden anderen für den philosophischen Katheder berufen ist, und der (das hoffe ich) dereinst Elvenichs Nachfolger in Breslau werden wird. Knoodt bittet dann den Meister, diesem seinem Schüler, sobald er ihm seine Dissertation mit einem Begleitschreiben werde zugeschickt haben, seine besondere Liebe und fortbildende Sorgfalt durch seine Korrespondenz zuzuwenden, denn bei ihm werde jedes Saatkorn auf fruchtbringenden Boden fallen¹⁾.

Als bald trat Weber mit Günther in einen wissenschaftlichen Briefwechsel, aus dem folgende Stelle mitgeteilt sei, weil sie charakteristisch ist für Webers Auffassung der wissenschaft-

¹⁾ *P. Knoodt*, Anton Günther. Eine Biographie. In zwei Bänden. Wien 1881; II, 422 sq.

lichen Lage und der Aufgabe des christlichen Philosophen: Es scheinen die Verhältnisse in Staat und Kirche dem gedeihlichen Aufkommen einer echtchristlichen Wissenschaft noch bedeutend entgegenzustehen. Vielleicht aber, dass die gerade jetzt eingetretene Weltlage die Herzen noch einmal für die Lebenswärme christlicher Ideen vorbereitet, und hinter ihrer trübe untergehenden Abendsonne das lichte Morgenrot des Friedens und der christlichen Weisheit im Gefolge hat. Und wahrlich, not tut es, der antichristlichen heutigen Wissenschaft mit Mut und Entschlossenheit entgegenzutreten. Möge der Herr alle diejenigen, welche zu seiner Verherrlichung im Leben und in der Wissenschaft den Kampf unternehmen, unter seine liebevolle Obhut nehmen und zum friedevollen Siege, zur endlichen Aussöhnung des Wissens mit dem Glauben gelangen lassen ¹⁾!

Gerne benützte W. sich darbietende Gelegenheiten, um diesen hochverehrten Männern zu bezeugen, dass er keinem andern einen gleich innigen, tiefgefühlten Dank schulde, wie gerade ihnen. In einer seiner letzten Arbeiten, einer Lebensskizze des seligen Knoodt, die er für die Allgemeine Deutsche Biographie zur Veröffentlichung im neuesten Bande dieses grossen Sammelwerkes verfasste, sagt er (p. 268), dieser sei es gewesen, der durch Einführung in Günthers Wissenschaft ihm das tiefere Verständnis des Christentums aufgeschlossen, für letzteres bleibend ihn gewonnen und dadurch eine unversieglige Quelle wahrhafter, reiner Freude in seinem Innern erschlossen habe.

Zu den heftigsten Gegnern Günthers gehörte der Kölner Erzbischof von Geissel, dem ein grosser Teil der Schuld an der römischen Verurteilung dieses Philosophen zuzumessen ist. Anders war es in Breslau, wo der Kardinal Diepenbrock und der Fürstbischof Förster sich als Gönner der wissenschaftlichen Bemühungen Günthers und seiner Schüler zeigten. Dieser Umstand veranlasste W. zu der bereits erwähnten Übersiedelung in die Diözese Breslau, wo er 1860 die Priesterweihe empfing. Seine erste Anstellung fand er zu Sagan, wo er 1864 die Schrift: *Schillers metaphysische Anschauung vom Menschen* veröffentlichte. Durch seine Versetzung an das Matthiasgymnasium zu Breslau kam er der Verwirklichung seines Vorsatzes, als akademischer Lehrer der Philosophie aufzutreten, näher. Zunächst schrieb

¹⁾ l. c. p. 438.

er: *Kants Dualismus von Geist und Natur aus dem Jahre 1766 und der des positiven Christentums*. Breslau 1866. Unter den Schriften Kants aus der Zeit vor der Veröffentlichung der Kritik der reinen Vernunft, also vor 1781, sind seine „Träume eines Geistersehers“ die bedeutsamste Publikation, sowohl in Hinsicht auf die Wichtigkeit des darin behandelten Problems, als mit Rücksicht auf den Einfluss, den die Lösung desselben auf die nachherige Kantsche Philosophie ausübte. Das Resultat Kants war ein durchaus negatives, er gelangte zur Behauptung der totalen Unerkennbarkeit aller geistigen Wesen, sowohl wenn es sich dabei um die Existenz und Beschaffenheit reiner, als auch mit einem organischen Körper verbundener, d. h. der menschlichen Geister handelt. Der hierdurch angebahnte Monismus tritt in den folgenden Schriften Kants immer deutlicher hervor und bildet die Grundlage nicht nur seines Kritizismus, sondern der gesamten deutschen Philosophie, insofern diese von jenem abhängig ist und als eine Fortentwicklung desselben sich darstellt. Dem gegenüber entwickelte W. auf erkenntnistheoretischer Grundlage in strenger Folgerichtigkeit den Wesensunterschied von Geist und Natur im geschaffenen Universum und leistete dadurch in gleicher Weise der Philosophie wie der Theologie einen wertvollen Dienst.

Zwei Jahre später erfüllte sich sein Wunsch und Knoodts Hoffnung seines Eintrittes in die akademische Laufbahn, er habilitierte sich an der philosophischen Fakultät zu Breslau mit einer Abhandlung unter dem Titel: *De Hegelii notionibus finiti infinitique commentatio*. Im Jahre 1872 wurde er ausserordentlicher, im Oktober 1878 ordentlicher Professor. 22 Jahre gehörte er als aktiver Lehrer der Breslauer Universität an und entfaltete vor einer grossen Hörerzahl eine ausgedehnte und erfolgreiche Lehrtätigkeit. Welche Achtung er bei seinen Kollegen genoss, mögen die Worte zeigen, mit denen die Professoren der Viadrina ihrer Trauer um sein Hinscheiden Ausdruck gaben: Er war ein Mann von edlem Charakter, vielseitiger Gelehrsamkeit und von rückhaltloser Hingabe an die Ideale seines Herzens. Sein Andenken wird bei uns in Ehren bleiben Seine eifrige und erfolgreiche Lehrtätigkeit und sein lauterer, fester Charakter haben ihm die dauernde Hochschätzung seiner Kollegen erworben. Wenn er auch seit Jahren der segensreichen akademischen Lehrtätigkeit entsagte,

um an hervorragender Stelle für die Verwirklichung seiner religiösen Ideale zu arbeiten, so blieb doch sein treues Wirken in unserm Kreise unvergessen. Die philosophische Fakultät war im Begriff, dem verehrten Kollegen ihre Glückwünsche zu seinem nahe bevorstehenden 70. Geburtstage darzubringen; sie wird stets mit Stolz gedenken, dass er einer der Ihren war.

Philosophische Publikationen aus jener Periode sind: *Geschichte der neueren Philosophie und Metaphysik*, 1873; *Kritik der Kantschen Erkenntnistheorie*, 1882; *Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht*, 1885. *Stöckls Geschichte der neueren Philosophie*, 1886. Ferner erschien der *erste Band* seines *Hauptwerkes*, der *Metaphysik*, im Jahre 1888, während der *zweite Band* 1891, ein Jahr nach seiner Übersiedelung nach Bonn, erschien.

Von entscheidender Bedeutung in seinem Leben waren die kirchlichen Vorgänge des Jahres 1870. Nachdem das Vatikanische Konzil am 8. Dezember 1869 eröffnet worden, stellte sich alsbald heraus, dass der einzige Zweck desselben die Dogmatisierung der päpstlichen Allgewalt und Unfehlbarkeit war. Lange wogte in Rom der Kampf hin und her, immer schwächer wurde der Widerstand, immer scheuer zogen sich die Opponenten zurück, am 18. Juli 1870 geschah das Unglaubliche: trotz aller Einwendungen und Schwierigkeiten erfolgte die Dogmatisierung. Es ist eines der traurigsten Kapitel der Kirchengeschichte, dass selbst die Bischöfe, die zur Opposition gehört und die gewichtigsten Bedenken geltend gemacht, ja die unter Protest das Konzil verlassen hatten, sich dieser Gewalttat früher oder später unterwarfen und die neuen Dogmen annahmen. Aber nicht nur das; sofort traten sie auch als Verfolger derjenigen auf, die den alten katholischen Glauben bekannten und verteidigten.

Der katholischen Opposition schloss sich zu Breslau sofort neben Reinkens, Baltzer, Elvenich der weit jüngere Weber sowohl aus wissenschaftlicher Überzeugung wie aus Liebe zur Kirche Jesu Christi an und entfaltete in ihrem Dienst von da ab bis zu seinem Tode unausgesetzt eine rastlose Tätigkeit. Eine Anzahl schlesischer Gemeinden verdankt ihm ihre Gründung oder Festigung. Überall, wo Gottesdienst, Sakramenten-spendung, Religionsunterricht, Vorträge gewünscht wurden, war W. jederzeit bereit. Daneben versah er fortwährend gewissenhaft sein akademisches Lehramt vor zahlreicher Zuhörer-

schaar. Seine kirchliche Arbeit vermehrte sich, weil Domkapitular und Prof. Baltzer bald starb, und Prof. Reinkens nach Bonn übersiedelte, um als Bischof die Leitung des katholischen Bistums zu übernehmen, zu dem die im alten vorvaticanischen Katholizismus verharrenden Gemeinden sich zusammenschlossen.

In dieser Zeit veröffentlichte er, ausser den oben genannten philosophischen Schriften, noch u. a. *Staat und Kirche nach der Zeichnung und Absicht des Ultramontanismus*, 1872; *Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu*, 1872; *Die Ziele der altkatholischen Bewegung*, 1874; *Römische Unfehlbarkeit und deutsche Kultur*, 1874; *Das jüngste Sendschreiben der ultramontanen Bischöfe Preussens*, 1874; *Die erste altkatholische Synode*, 1874; *Wesen und Wert des deutschen Altkatholizismus*, 1875.

Nach dem Tode des Generalvikars und Prof. P. Knoodt nahm seine kirchliche Tätigkeit einen noch grössern Umfang an. Der betagte Bischof Reinkens lud seinen jüngern Freund ein, nach Bonn überzusiedeln und sein Generalvikar zu werden. W. entschloss sich, der Kirche dies Opfer zu bringen; er entsagte der akademischen Tätigkeit und zog 1890 nach Bonn. Fünf Jahre später wurde er Weihbischof und im folgenden Jahre Nachfolger des Bischofs Reinkens, der ihm durch die Berufung zum Generalvikar und Weihbischof bei dieser Wahl zum voraus sozusagen die erste Stimme gegeben hatte.

Sofort nach seinem Umzuge nach Bonn bemühte sich W., die Verhältnisse des Bistums und der einzelnen Gemeinden soweit als möglich gründlich kennen zu lernen, nicht nur im Umgange mit Bischof Reinkens und durch das Studium der Akten, sondern auch durch wiederholten Besuch aller Gemeinden, bei welcher Gelegenheit er ausser gottesdienstlichen Verrichtungen Kirchenvorstandssitzungen und Gemeindeversammlungen abhielt und durch seine begeisterte Rede die Herzen gewann.

Diese Bemühungen setzte er während seiner eigentlichen bischöflichen Amtstätigkeit unverdrossen fort. Einen erheblichen Teil des Jahres verwandte er auf Reisen, um die im ganzen Deutschen Reiche zerstreuten Gemeinden seines Bistums zum Zwecke der Firmung und in anderen Angelegenheiten zu besuchen. Gelegentlich seiner Reisen wirkte er auch durch Audienzen und Besuche bei den Staatsoberhäuptern, in den Ministerien und bei andern hohen Behörden. Selbstverständlich nahm er an allen Synoden, Kongressen und Bischofskonferenzen

teil. Auch weihte er mehrere neue Kirchen ein. Mit nachhaltigem Eifer hat er sich bemüht, die finanziellen Verhältnisse der Diözese sicherzustellen, und dabei recht günstige Erfolge erzielt. Für besonders wichtig hielt er mit Recht die Erziehung des theologischen Nachwuchses zu eben so frommen, als kenntnisreichen Priestern. Neben dem unter seinem Vorgänger gegründeten Seminarkonvikt „Johanneum“ für die Studenten der Theologie traf er im „Paulinum“ eine Veranstaltung zur Unterbringung der Gymnasiasten. Die schwierige Lage, in die der theologische Unterricht durch die Krankheit und den Tod der beiden Professoren Reusch und Langen geriet, hat er glücklich überwunden; es war ihm eine grosse Freude und Beruhigung, dass es ihm gelang, an der Universität und am Seminar einen Ersatz zu erreichen. Gerne verkehrte er mit den Zöglingen der beiden Diözesananstalten und sorgte nach Kräften für ihr geistiges und leibliches Wohl.

Seine literarische Tätigkeit setzte er, wenn auch selbstverständlich in kleinerem Umfange, fort. In jedem Jahre veröffentlichte er einen *Fastenhirtenbrief*; der über die Person Jesu Christi (1897) mag hier besonders erwähnt werden. Er schrieb ferner eine Reihe von Aufsätzen für diese Zeitschrift und verfasste kleinere Schriften, von denen hier genannt werden mögen: *Theobald Ziegler und der Altkatholizismus*; *Kaiser Wilhelm II. an Admiral Hollmann über Babel und Bibel*; *Trinität und Welterschöpfung*; *Die Stellung des Altkatholizismus zur römischen Kirche*. In dieser letztern Schrift zeichnet er in scharfen Umrissen ein Programm des Altkatholizismus, der einen doppelten „Kulturkampf“ zu führen hat gegen die beiden kulturfeindlichen Mächte unserer Zeit, einerseits gegen den im Jahre 1870 dogmatisierten Ultramontanismus, anderseits gegen den monistischen Pantheismus, der in gleicher Weise ein kulturfeindliches Element ist wie jener.

Bischof Weber war ein Mann von patriotischer Gesinnung, der auch aus diesem Grunde über seine Stellung zum Vatikanum nicht im unklaren bleiben konnte. Er war ein begeisterter Anhänger seines Landesherrn, der ihn durch Verleihung zweier hoher Orden auszeichnete. Der katholischen Kirche war er aus wissenschaftlicher Überzeugung und aus vollem Herzen ergeben; er hat diese seine Treue insonderheit bewährt, als das Jahr 1870 den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit

brachte. Im Dienste der alten katholischen Kirche hat er vor wie nach dem Jahre 1870 mit allen seinen reichen Geistesgaben gewirkt bis zum Lebensende, er war treu bis in den Tod, und noch auf dem Sterbebette beschäftigte er sich mit den Vorgängen in den Gemeinden und traf darauf bezügliche Anordnungen.

Neben hohem Ernst und tiefer Frömmigkeit besass er die glückliche Gabe des Humors, der ihm über die vielen Verdriesslichkeiten, die er bei seiner Wirksamkeit hatte, hinweghalf. Oft hat er selber, in Anlehnung an Dichterworte, es ausgesprochen, dass zwar „das Leben ernst“ sei, auf der andern Seite aber „ein froher leichter Sinn ein köstlicher Gewinn“ sei. In seltenem Masse war ihm die Gabe der Beredsamkeit verliehen, auf der Kanzel und auf dem Katheder, in Versammlungen in Städten und in Dörfern machten seine aus der Tiefe des Herzens kommenden Worte stets den nachhaltigsten Eindruck. Bedürfnislos für sich selber, war er von vorbildlicher Gastfreundschaft. Er übte, ohne auf Dank zu rechnen, Wohlthätigkeit im Verborgenen, und auch dies noch in seinen letzten Leidensstunden.

Überschauen wir seine gesamte Wirksamkeit, so müssen wir bekennen: Bischof Weber hat in redlichem Streben, nach bestem Wissen und Vermögen, in nimmer müder Arbeit, das getan und das erreicht, was unter den obwaltenden Umständen zu tun und zu erreichen ihm überhaupt möglich gewesen ist. So wird sein Andenken unter uns fortleben als das eines edlen Menschen, eines grossen Gelehrten, eines frommen Bischofs, in dessen Geist Glauben und Wissen sich zu vollkommener Harmonie vereinigten. *Beati mortui qui in Domino moriuntur. Amodo iam dicit Spiritus, ut requiescant a laboribus suis: opera enim illorum sequuntur illos.*

II.

Günthers Schriften: Vorschule zur spekulativen Theologie des positiven Christentums, Peregrins Gastmahl, Süd- und Nordlichter am Horizonte spekulativer Theologie, die letzten Symboliker, Thomas a Scrupulis u. a. sind infolge des ihm eigentümlichen Stils nur schwer verständlich. Seine Schüler behandelten jeweils nur einzelne Punkte seiner Lehre. Bischof Weber ist es, der eine systematische Darstellung des wichtig-

sten Teiles der Güntherschen Philosophie verfasste. Er tat dies in seinem Hauptwerk, der zweibändigen *Metaphysik*, die zu Gotha 1888 und 1891 erschien. Darin behandelt er, seines Meisters Lehre fortbildend und vertiefend, in mehreren Punkten auch berichtigend, die Ontologie, also die Grundlage, wie der Philosophie, so des positiven Christentums. Das Werk ist nicht nur für Gelehrte geschrieben, sondern jedem Gebildeten um seines Inhaltes willen überaus wichtig und infolge der klaren Darstellung leicht verständlich. Wie bei allen seinen literarischen Unternehmungen, so hatte der Verfasser auch hier die Absicht, der Wahrheit des positiven Christentums endlich einmal auch in der Wissenschaft des deutschen Volkes die lange vorenthaltene und doch pflichtschuldige Anerkennung zu verschaffen, und zu zeigen, dass die oft gehörte Behauptung, die Wissenschaft habe die altchristliche Weltansicht überwunden, keineswegs begründet sei. Der so weit verbreiteten antichristlichen Denkweise der Gegenwart wollte er zum Heile des deutschen Volkslebens die entgegengesetzte Richtung geben, indem er jene in wahrhaft wissenschaftlicher Art als eine verfehlte klar und deutlich aufzeigte und mit derselben Klarheit und Deutlichkeit ihr gegenüber die Wahrheit des positiven Christentums begründete.

Eine kurze Skizze des genannten Hauptwerkes im allgemeinen und sodann der ersten Abteilung desselben, der Lehre vom Geiste, worauf wir uns für dieses Mal beschränken müssen, dürfte dem Leser daher nicht unerwünscht sein.

1. Die Metaphysik bedarf zur Erfüllung ihrer Aufgabe, d. h. der Ermittlung dessen, was sich über die Existenz, die Beschaffenheit, die Zahl und das Verhältnis der bestehenden Realprinzipien oder Substanzen zu einander vollkommen begründen und infolgedessen als subjektiv und objektiv wahr behaupten lässt, vor allem einer Erkenntnis, welche unmittelbar und schlechthin unbezweifelbar, welche in, aus und durch sich selber gewiss ist. Diesen Ausgangspunkt alles Wissens besitzt jeder seiner selbst bewusste Mensch in der Tatsache seines eigenen Bewusstseins. Das Dasein Gottes, der geistigen und der körperlichen Wesen kann bezweifelt werden, ist also primitiv nicht so gewiss, wie es zum Zwecke metaphysischer Forschung verlangt wird; an der Tatsache des eigenen Bewusstseins aber bricht sich für jeden seiner selbst bewussten Menschen

die Möglichkeit des selbst am weitesten getriebenen und bis zu den äussersten Grenzen ausgedehnten Zweifels, denn jeder Zweifel an *dieser* Wirklichkeit hat eben die Wirklichkeit des Ich und seines Denkens selbst wieder zur unvermeidlichen Voraussetzung, da ja jeder Zweifel als solcher selbst ein Denken und auch ein von keinem andern als dem Ich verursachtes und von ihm als *sein* Denken gewusstes Denken ist.

Demnach hat die metaphysische Untersuchung zunächst die Aufgabe, das Bewusstsein eingehend und sorgfältig zu untersuchen, die dasselbe konstituierenden Elemente zu analysieren, sowie die Reihenfolge und Beschaffenheit dieser Elemente im einzelnen genau festzustellen, oder, mit andern Worten, sie hat eine in allen wesentlichen Punkten vollkommen begründete und ausgebaute Erkenntnistheorie herzustellen.

Eine zweite, noch wichtigere Aufgabe ist diese: Aus der vorher erkannten und festgestellten Beschaffenheit und Genesis des Bewusstseins ist die noch nicht erkannte Beschaffenheit und Genesis des Ich (des Geistes) als des Subjektes und der Ursache von jenem ebenfalls zu ermitteln und festzustellen.

Auf diesem festen Boden erwächst dann weiterhin die Erkenntnis, dass die von dem Menschen in und an ihm selbst beobachteten Erscheinungen oder Lebensäusserungen qualitativ verschiedener Art sind, geistige oder seelische und körperliche oder materielle, die demnach auf zwei ebenfalls von einander qualitativ oder wesentlich verschiedene Substanzen: Geist oder Seele und Körper oder Leib zurückgeführt werden müssen. Demnach stellt sich der Mensch als dualistisches Wesen dar. Da aber die zwei Substanzen in ihm zu *einem Ich* miteinander verbunden sind, welches eben deshalb auch ein Recht dazu hat, Geistiges und Körperliches, Seelisches und Leibliches von sich auszusagen und sich als den *einen* Real- und Kausalgrund von beiden anzusehen und zu behandeln, so ist der Mensch die zur Lebenseinheit erhobene Synthese zweier qualitativ oder wesentlich verschiedener Substanzen, oder, mit andern Worten, er ist ein Vereinwesen von Geist und Natur, Seele und Leib.

In dieser seiner Beschaffenheit als *Synthese* hat der Mensch die beiden Elemente seines Doppelwesens als substantiale Gegensätze, nämlich den reinen antithetischen Geist und die reine antithetische Natur in der Welt der existierenden Wirklichkeit zu seiner eigenen Voraussetzung.

Demnach ist die Welt als die Totalität der von Gott geschaffenen Substanzen eine *kollektive* Einheit, innerhalb deren drei substantiale, von einander qualitativ oder wesentlich verschiedene Faktoren vorhanden sind: Das antithetische Geisterreich, die antithetische Natur und die Synthese der beiden Antithesen: Der Mensch.

Da die Welt in ihren drei Faktoren sich als endlich, nicht absolut, mithin als von Gott kreiert zu erkennen gibt, so muss der denkende Geist des Menschen auch Gott als dem Schöpfer der Welt objektive Realität zusprechen, so dass die Totalität des real oder substantial Seienden in Gott und Welt und innerhalb der letzteren in Geist, Natur und Mensch abgeschlossen vor ihm liegt.

Die Aufgabe der Metaphysik als der Wissenschaft alles substantial Seienden lässt sich demnach durch folgendes Schema deutlich machen.

A. Kosmologie.

(Lehre vom endlichen Sein.)

- | | |
|--|--|
| a) Lehre vom synthetischen Weltfaktor (Anthropologie): | b) Lehre von den antithetischen Weltfaktoren: |
| α) Der Geist des Menschen. | α) Lehre vom antithetischen Geisterreiche. |
| β) Der Leib des Menschen. | β) Lehre von der antithetischen Natur. |
| γ) Die Synthese von Geist und Natur im Menschen. | |

B. Theologie.

(Lehre vom unendlichen Sein.)

- a) Lehre von Gott an sich, b) Lehre vom Verhältnisse Gottes zur Welt.

2. Bezüglich der Genesis und Beschaffenheit des Selbstbewusstseins kommt unser Gelehrter in mehrfacher Polemik gegenüber Kant zu folgendem Resultat: Der Zentralgedanke des menschlichen Bewusstseins, um den alle übrigen Gedanken desselben wie um ihre Sonne sich lagern, ist ohne Widerrede kein anderer als der Gedanke oder das Wissen des Menschen von sich selbst, das Selbstbewusstsein, der Ichgedanke. Aber nicht von Anfang an befindet sich der an das Licht der Welt geborene Mensch im Besitze jenes Gutes. Ursprünglich ist der Geist völlig bewegungs- und regungslos. Der Selbstbewusstwerdungsprozess fängt damit an, dass der Geist durch fremde,

von aussen auf ihn eindringende Einwirkungen, die ihm durch Vermittlung der peripherischen Sinnesorgane, des sensibeln Nervensystems und Gehirns zugeführt werden, in Bewegung gesetzt wird. Hat die Bewegung den hierzu erforderlichen Stärkegrad erreicht, so nimmt der Geist, wie sie ihm unmittelbar inhäriert, objektiv oder gegenständlich ist, dieselbe auch unmittelbar wahr, er perzipiert sie, schaut sie an. Für die wahrgenommene Bewegung sucht der Geist, da sie nichts an sich selbst ist, keine selbständige Existenz hat, sondern einem andern, als sie selbst ist, inhäriert, den ihr unterliegenden Grund, ihr Subjekt oder Substrat, und er findet dieses nach kürzerem oder längerem Suchen eben in und an sich selbst, eine Entdeckung, die den Aufgang des Selbstbewusstseins in der Form des Ichgedankens in ihm anzeigt.

Diese Auffassung der Entstehung des Selbstbewusstseins im Geiste des Menschen weicht in einem, aber wichtigen, Punkte von der Anschauung ab, die Günther und Knoodt, früher auch Weber selber, vertreten hatten. Hiernach ist es nicht die Bewegung, in die der Geist versetzt wird, sondern sind es seine beiden Grundkräfte der Rezeptivität und Spontaneität, die er als seine Erscheinungen wahrnimmt und auf sich selber als den Träger oder das Subjekt derselben bezieht und beziehen muss¹⁾.

• Der Selbstbewusstwerdungsprozess des Geistes gestaltet sich zu einem Scheidungsprozess, in welchem er zunächst seine Erscheinungen (nach W. die [mechanische] Bewegung, nach Günther und Knoodt die beiden Grundkräfte) als solche erkennt, aber weiterhin sich als den substantialen Träger derselben erfasst, dem diese Erscheinungen inhärieren, objektiv oder gegenständlich sind, während er selber nicht etwas anderem inhäriert, sondern ein ganzheitliches Realprinzip, eine substantiale Monas, eine geistige Persönlichkeit ist.

Aus der scharfen Unterscheidung der zweifachen Seite des seiner selbst bewussten Geistes, nämlich der seines Erscheinens und der des realen oder substantialen Seins desselben, ergibt sich seine Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit. Die Er-

¹⁾ An dieser Stelle ist eine genaue Prüfung der von W. für seine neue Auffassung und der von Knoodt dagegen angeführten Gründe (cf. *Metaph. II*, 77 sqq.) nicht möglich. Bei der Wichtigkeit der Sache wäre eine erneute Untersuchung dieser Frage in einer besondern Abhandlung wünschenswert.

scheinungen des Geistes, die Totalität seiner Lebensäußerungen, sind einem steten Wechsel unterworfen, er selber aber als Substanz beharrt, d. h. er hat seine Existenz nicht dadurch, dass er von einer andern Substanz in der Existenz fort und fort erhalten wird, sondern wer ihn, den einmal gewordenen, in der Existenz erhält, ist kein anderer, als nur er selbst, so dass selbst der Absolute, der ihn mittelst Kreation gesetzt, ihn nicht wieder zu nichte machen könnte (was er freilich gar nicht wollen kann). Hier gilt, wie von jeder Substanz, der kategorische Ausspruch der Alten: Nichts, d. i. keine Substanz, kann auf irgend eine Weise wieder zu nichts werden. Aber ist der einmal seiner selbst bewusst oder ein Ich gewordene Geist auch als dieses oder als Persönlichkeit unvergänglich? Ist er auch unsterblich? Im Bewusstwerdungsprozess und in allen späteren Stadien seines Lebens hat der Geist seine ursprüngliche substantiale Ein- und Ganzheit als seine wesentliche Eigenschaft behauptet. Und eben weil diese Beschaffenheit eine dem Geiste als Substanz oder realem Prinzip wesentliche oder notwendige ist, so ist sie von ihm schlechthin unabtrennlich und geht auch im Tode nicht verloren. Als einem solchen muss ihm nun aber auch in seinem jenseitigen Zustande und Aufenthaltsorte nach wie vor die Macht zugeschrieben werden, die ihm immanenten Erscheinungen unmittelbar wahrzunehmen und auf sich zu beziehen und dadurch das Licht des Selbstbewusstseins in sich zu unterhalten. Daher überdauert der Geist als selbstbewusste Substanz oder Persönlichkeit den Tod des mit ihm hienieden geeinten Sinnenorganismus, d. h. er ist unsterblich.

Eine weitläufige Auseinandersetzung, namentlich mit Bezugnahme auf Herbart, ist den Kräften der Seele, ihrer Rezeptivität und ihrer Reaktivität oder Spontaneität gewidmet, die sich im Denken, Wollen und Fühlen äussert.

Besondere Beachtung verdient das Kapitel über die Willensfreiheit, die er als Wahlfreiheit charakterisiert, wobei er sich namentlich mit Schopenhauer auseinandersetzt. Um den Hauptgedanken herauszuheben: Die Motive als solche sind nie und können nie sein die Erzeuger irgend einer Wirkung im Geiste; wozu sie allein im stande sind, ist dies, dass der Geist als solcher, durch sie angeregt, sich selbst bestimmt, diese oder jene Wirkung zu erzeugen. Niemals kann ein Motiv als solches den Entschluss zur Vollbringung oder Unterlassung einer Tat

fassen, weil alle Motive in dem Geiste und für denselben ausschliesslich der Erscheinungssphäre desselben anheimfallen. Indem der Geist die verschiedenen Motive von einander und von ihm selber unterscheidet, kann er sie nach ihrem Wert und ihren Folgen abschätzen und muss demnach selbst in freier Wahl seine Entscheidung treffen, eine Freiheit, die der Natur der Sache nach mannigfach verschiedene Stufen aufweist, die aber ihren wesentlichen Charakter nicht vollständig verlieren kann ¹⁾.

Die Scheidung des Geistes in Sein und Erscheinen, Substanz und Accidens ist nichts Ursprüngliches, vielmehr ist der Geist zuerst nur ein lebloses Realprinzip, erst durch *fremde* Einwirkung und eigene Mitwirkung wird er zu einem lebendigen Kausalprinzip. Ein Sein aber, das nicht durch sich allein *erscheint*, *ist* auch nicht durch sich, ist kein Prinzip schlechthin, kein absolutes, sondern ein (durch Kreation) gesetztes Realprinzip. Und wie die *Beschränktheit* seines Erscheinens für den Geist selbst der *Erkenntnisgrund*, die ratio cognoscendi, für die *Bedingtheit* seines Seins ist, denn diese wird von ihm aus jener erschlossen, so ist umgekehrt die letztere der *Seinsgrund*, die ratio essendi, von jener, denn der Geist ist in seinem Erscheinen nur deshalb beschränkt, weil ihm als einer Substanz der Stempel der Bedingtheit oder Nichtabsolutheit aufgedrückt ist, oder kurz: Der Geist ist beschränkt und bedingt, er ist endlich.

Der Gedanke des Geistes von ihm selbst, als einem Sein oder einer Substanz nicht schlechthin, schlägt um in den Gedanken seiner selbst als einer durch eine andere (nämlich die unendliche) Substanz gesetzten Substanz. Der Geist denkt das unendliche Sein und er muss es denken; die eigene Substantialität des Geistes aber ist dasjenige Moment, welches seinem Gedanken des unendlichen Seins objektive Realität verleiht, weil er für sich als endliche Substanz nicht in einem von ihm bloss gedachten, sondern nur in einem als unendliche Substanz wirklich existierenden Schöpfer die ausreichende Begründung finden kann.

¹⁾ Ebenso schön als beherzigenswert sind die im Anschlusse an die Lehre von der Willensfreiheit mitgetheilten Gedanken und Ratschläge über *Erziehung*; ein Abdruck derselben, vielleicht im Deutschen Merkur, wäre zu empfehlen.

Es ist für jetzt nicht möglich, die Darstellung der übrigen im obigen Schema angeführten Gegenstände zu skizzieren. Vielleicht aber haben die vorstehenden Zeilen die Wirkung, dass der eine oder der andere das Hauptwerk selber zum Gegenstande des Studiums macht, und dass im Interesse der Wissenschaft und der Religion mehr und mehr der Wunsch des nun von uns geschiedenen Gelehrten in Erfüllung geht, den er nach Günthers Vorgang seinen Lesern zuruft:

„ fühlt euer Herz, dass es dem meinen gleicht,
Dann tut, was ich getan, bis Gott den Sieg uns reicht.“

MENN, Freiburg i. B.
